

RICHARD  
LAYMON

**KILL FOR  
FUN**

Aus dem Englischen von Doris Hummel

**FESTA**

1. Auflage März 2014  
Copyright © dieser Ausgabe 2014 by Festa Verlag, Leipzig  
Literarische Agentur: Lennart Sane Agency AB  
Veröffentlicht mit Erlaubnis von Ann Laymon.  
Lektorat: Alexander Rösch  
Titelbild: iStockphoto.com  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-265-8  
eBook 978-3-86552-266-5



## INHALT

<b>Triage</b>	<b>7</b>
<b>Der Greifer</b>	<b>81</b>
<b>Herman</b>	<b>91</b>
<b>Eine gute Zigarre kann man rauchen</b>	<b>111</b>
<b>Ich bin kein Krimineller</b>	<b>121</b>
<b>Oscars Vorsprechen</b>	<b>147</b>
<b>Die gute Tat</b>	<b>157</b>
<b>Wunschknochen</b>	<b>195</b>
<b>Das Aufräumkommando</b>	<b>213</b>
<b>Graces Rettung</b>	<b>281</b>
<b>Die Turmspringerin</b>	<b>307</b>
<b>Der Pelzmantel</b>	<b>331</b>



## TRIAGE

### 1

Fast Feierabend. Die letzte Stunde zog sich immer endlos in die Länge, besonders freitags.

Sharon sah auf die Uhr, die über der Bürotür hing.

Noch zehn Minuten. Zehn lange, lange Minuten. Dann endlich Freiheit. Wochenende.

Wäre Mr. Hammond nicht da gewesen, was öfter vorkam, hätten sich die anderen schon längst verzogen. Aber man ging natürlich nicht früher nach Hause, wenn der Chef es mitbekam.

Sharon wäre ohnehin nicht früher gegangen. Sie wurde für einen vollen Arbeitstag bezahlt, also arbeitete sie auch den vollen Tag. Im Gegensatz zu Susie, Kim und Leslie, die sich in Abwesenheit von Mr. Hammond längst verdrückt hätten.

Sharon mochte es am liebsten, wenn sie das Büro für sich allein hatte.

Susie, Kim und Leslie fand sie zwar nicht total unmöglich, hielt sie jedoch für ziemlich typische Angestellte: kompetent, aber nicht sonderlich ehrgeizig; in der Regel freundlich, wenn sie nicht gerade spitze Bemerkungen machten; ständig am Jammern über alle möglichen

Kleinigkeiten und hauptsächlich mit ihren Haaren und Nägeln beschäftigt.

Mr. Hammond, der sich mit einer Mandantin in sein Büro zurückgezogen hatte, konnte nicht sehen, dass Susie lavendelfarbenen Lack auf ihre Nägel auftrug, während die letzten Minuten vor Feierabend verstrichen. Oder dass Leslie ihren Lippenstift in einem Klappspiegel kontrollierte. Oder dass Kim am Telefon plauderte, vermutlich mit einem ihrer diversen Freunde.

*Sie machen diesen Job schon viel länger als ich*, dachte Sharon.

*Bevor ich's überhaupt mitbekomme, fange ich wahrscheinlich selbst an, mir fünf Zentimeter lange Nägel wachsen zu lassen und ...*

*Niemals.*

*Gott, ich würde mich lieber umbringen, als mein ganzes Leben mit einem Job wie diesem zu verschwenden.*

*Nein, auf keinen Fall.*

Wie auch immer, diese Gefahr bestand nicht.

Sie blickte erneut auf die Uhr. Acht Minuten vor fünf.

Während sie über das langsame Verstreichen der Zeit schmunzelte, kehrte das unangenehme Gefühl im Magen zurück. Sodbrennen. Die Folge des heutigen Mittagessens in Simon's Deli. Tolle Reuben-Sandwiches mit einer üppigen Portion Pastrami und Sauerkraut und einem riesigen Haufen geschmolzenem Schweizer Käse zwischen zwei Scheiben getoastetem Roggenbrot. Der totale Hit.

Ein Besuch im Simon's bedeutete zwar immer eine lange Fahrt durch die mittägliche Rushhour und Sodbrennen am Nachmittag, aber es fiel Sharon trotzdem furchtbar schwer, der Versuchung zu widerstehen. Sie fuhr mindestens zweimal die Woche hin. Und bekam die Quittung dafür.

Sie blickte erneut auf die Uhr. Sechs Minuten vor fünf.

*Die Zeit vergeht wirklich wie im Flug ...*

Sie zog eine Seitenschublade ihres Schreibtischs auf und entnahm ihr eine Rolle Kautabletten. Nachdem sie einen Teil der Verpackung abgeschält hatte, drückte sie die erste Tablette mit dem Daumennagel heraus. Sie warf sich die rosa Pille in den Mund und begann zu kauen.

Ihr Telefon klingelte. In der Spätnachmittagsstille des Büros ließ das unerwartete Geräusch sie zusammenzucken. Sie schluckte die Tablette hinunter, lehnte sich über ihren Schreibtisch und angelte nach dem Mobilteil des Telefons. »Anwaltskanzlei J. P. Hammond and Sons, Sharon am Apparat. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich krieg dich.«

Die Stimme des Mannes am anderen Ende der Leitung klang brutal und gemein. Unter der Bluse breitete sich eine Gänsehaut auf ihrem Rücken aus. Ihre Brüste kribbelten in den Körbchen ihres BHs und ihre Nippel wurden steif.

»Wie bitte?«

»*Ich krieg dich, Sharon.*«

»Wer ist da?«

»*Ich krieg dich JETZT.*«

Totenstille. Er hatte aufgelegt.

Sharon knallte das Telefon auf die Ladestation und zog ihre Hand zurück.

Kim, die den Hörer noch immer ans Ohr presste, drehte sich auf ihrem Schreibtischstuhl herum und schaute Sharon stirnrunzelnd an. »Was hast du für 'n Problem?«

»Dieser Anruf ...«

»Ich hab hier selber gerade 'n Gespräch, Schätzchen. Kannst du vielleicht 'n bisschen leiser sein?«

»Tut mir leid.«

Die Eingangstür des Büros schwang auf und ein Mann betrat den Raum.

*Er?*

Der Kerl musste aus dem Flur angerufen haben, wahrscheinlich mit seinem Handy.

Er hielt allerdings kein Handy in der Hand.

Beide Hände waren mit einem Gewehr beschäftigt. Einer Waffe mit kurzem schwarzem Lauf und Pistolengriff.

Susie, deren Schreibtisch direkt neben der Tür stand, begrüßte Besucher für gewöhnlich mit einem »Was kann ich für Sie tun?«, üblicherweise gefolgt von: »Bitte nehmen Sie Platz.« Diesmal sagte sie jedoch kein Wort und ließ ihren Nagellack fallen. Das Fläschchen prallte auf die Schreibtischplatte und rollte davon.

»Ich bin hier, um Sharon zu besuchen«, erklärte der Mann.

Dieselbe Stimme, die sie gerade am Telefon gehört hatte.

Susie nickte, drehte sich um und zeigte in den hinteren Teil des Büros. Direkt auf Sharon. »Das ist sie.«

»Danke.« Der Mann schoss Susie seitlich in den Kopf. Als die Waffe zuckte, dröhnte der Knall in Sharons Ohren. Susies Kopf sah aus, als habe ihn jemand mit einem Baseballschläger zertrümmert, allerdings war ein Teil davon explodiert und versprühte eine rote Fontäne.

Susie rutschte von ihrem Stuhl, während der Mann eine neue Kugel in die Kammer seines Gewehrs gleiten ließ und den Lauf in Leslies Richtung schwenkte.

Sharon warf sich hinter ihren Schreibtisch. Ihre Knie knallten auf den harten Holzboden.

Eine weitere Explosion erschütterte das Büro. Dann hörte sie nichts mehr, außer dem Klingeln in ihren Ohren.

Sie reagierte anders als erwartet. Keineswegs starr vor Schreck. Sie fragte sich auch nicht, wer dieser Mann sein mochte oder warum er ins Büro hineingeplatzt war, um

Menschen zu erschießen. Sie akzeptierte es als Tatsache. Als grauenvolle Tatsache. Als ob ohne Vorwarnung ein Lastwagen frontal auf sie zuraste.

Sie zuckte zusammen, als erneut ein Knall durch das Büro schallte.

Dann folgten zwei weitere schnelle Schüsse.

*Scheiße!*

Während sie hinter dem Tischbein kauerte, wurde ihr bewusst, dass sie auf ihre Handtasche starrte. Sie griff danach und spähte hinein: Geldbeutel, Lippenstift, Tampons, Marlboros, Haarbürste, Taschentücher, Notizblock, Aspirin, noch mehr Kautabletten gegen Sodbrennen, Kugelschreiber und ein Streichholzbriefchen von Simon's Deli.

KRAWUMM!

Sie nahm heraus, was sie brauchte.

Mit seltsam ruhigen Händen klappte sie das Streichholzbriefchen von Simon's Deli auf und riss ein Streichholz ab. Es brannte beim ersten Versuch. Sie hielt das Feuer an den Notizblock und die Flammen wellten die Seiten.

Sie ließ den brennenden Block in den Mülleimer fallen.

Er war halb voll mit zusammengeknülltem Papier.

Als Rauch aus dem Mülleimer aufstieg, packte Sharon ihn mit beiden Händen. Obwohl sie keine Ahnung hatte, wo der Mann inzwischen sein mochte, sprang sie auf.

Er stand ein paar Meter entfernt, gleich links neben ihrem Schreibtisch, und hielt den Kopf gesenkt. Seine Hände waren damit beschäftigt, leuchtend rote Patronen in sein Gewehr zu laden. Er blickte auf.

Sharon schleuderte ihm den brennenden Mülleimer ins Gesicht und stürmte nach rechts.

Der Mann taumelte rückwärts und riss beide Arme in die Höhe.

Während Sharon noch um ihren Schreibtisch herumrannte,

versuchte er, sich vor den brennenden Papierknäueln zu schützen, die ihm entgegenflogen.

Sharon stürzte in Richtung Bürotür.

Sie sah die Leichen auf dem Boden. Susie. Kim. Leslie. Per Kopfschuss getötet. Leblos in Blutpfützen liegend.

Ganz rechts blieb Mr. Hammonds Tür weiterhin geschlossen.

*Hat er sich mit seiner Mandantin da drin verschanzt?*

Sharon wollte über Susie hinwegspringen, aber ihr Schuh landete in einem Blutfleck, so rutschig wie Glatteis. Ihr Bein wurde nach oben gewirbelt. Sie stieß einen Schrei aus und wedelte mit den Armen, kippte nach hinten und schlug hart auf. Ihre rechte Pobacke knallte seitlich gegen Susies Kopf. Die linke hing weiterhin in der Luft. Sharon kippte zur Seite.

Landete im Blut.

Sie blieb auf dem Bauch liegen und hob den Kopf. Der Killer verfolgte sie nicht. Noch nicht. Er stand vor ihrem Schreibtisch, von kleinen Feuern umgeben, und bemühte sich, das brennende Hemd vom Körper zu bekommen.

Sharon krabbelte über den blutnassen Fußboden, rappelte sich auf, wirbelte herum und taumelte zur Tür, riss sie auf. Im Umsehen bemerkte sie, wie der Killer sein Hemd wegschleuderte.

*Das war 's. Jetzt kommt er.*

Bevor sie weglief, bekam sie als Letztes mit, wie sich der Killer bückte, um sein Gewehr aufzuheben.

## 2

Sharon stand im leeren Flur. Sie zog den Kopf ein und rannte mit langen, schnellen Schritten und schwingenden

Armen auf das NOTAUSGANG-Schild am Ende des Gangs zu.

Die Fahrstühle befanden sich in der anderen Richtung, aber sie wusste es besser, als ihr Glück damit zu versuchen. Zu weit weg. Außerdem standen die Chancen, dass eine der Kabinen rechtzeitig auf diesem Stockwerk anhielt, ziemlich schlecht.

Sie musste so schnell wie möglich aus dem Flur abhauen.

*Das schaffe ich nie.*

Durch ihren verschwommenen Blick schien das NOTAUSGANG-Schild immer größer zu werden. Ihre Beine bewegten sich darauf zu, eins nach dem anderen. Ihre Oberschenkel steckten in Hosenbeinen, die noch vor wenigen Sekunden strahlend weiß gewesen waren. Weiß und trocken. Nun waren sie tiefrot, durchnässt und klebrig.

Vor ihrem geistigen Auge sah Sharon den hemdlosen Killer, wie er hinter ihr aus dem Büro der Anwaltskanzlei Hammond and Sons torkelte, sein Gewehr in ihre Richtung schwenkte und den Abzug durchdrückte. Der Knall hörte sich in ihrem Kopf an wie echt. Ihr Rücken platzte auf, Bluse, Hautstücke und Blut flogen in Fetzen und Spritzern durch die Luft, zumindest in ihrer Fantasie. Sharon malte sich aus, wie sie von der Wucht der Kugel nach vorne geschleudert und von den Füßen gerissen wurde. Hart auf den Boden knallte.

*Warum tut er das? Ich kenne ihn ja noch nicht mal!*

Sharon rannte, so schnell sie konnte, bog in vollem Lauf ab, schob die tief sitzende Metallstange mit der Hüfte nach unten, um die Verriegelung zu öffnen, und stieß die Tür zum Treppenhaus mit der Schulter auf. Auf der anderen Seite hielt sie sich reaktionsschnell am Geländer fest und rettete sich so vor einem Sturz.

Sie spähte über ihre Schulter. Die Tür hatte sich bereits

wieder geschlossen und verstellte ihr den Blick in den Flur.

Ob er wohl kommt?, fragte sie sich.

*Da kannst du sicher sein.*

Sie hetzte die Treppe hinunter, nahm in schnellem Tempo eine Stufe nach der anderen und hielt ihre Hand dabei immer dicht am Geländer, für den Fall, dass sie ins Stolpern geriet. Die Holzstufen knackten und knarrten unter jedem ihrer Schritte.

Sharon wünschte sich, dass sie nicht so viel Lärm machten, aber es spielte vermutlich ohnehin keine Rolle.

*Er weiß, wohin ich gelaufen bin.*

Während sie über die Treppe floh, erlebte sie eine Art Déjà-vu. Sie hatte in einem Film oder einer Fernsehserie mal eine Frau in derselben Situation erlebt. Oder vielmehr in Dutzenden. Und sie hatte ähnliche Szenen in Romanen gelesen.

Die cleveren Mädchen versuchten oft, den Bösen auszu-tricksen, indem sie die Treppe nach *oben* statt nach unten liefen.

*Dafür ist es ein bisschen zu spät.*

Ich hätte das sowieso nicht gemacht, dachte sie.

*Halt dich nicht mit irgendwelchen cleveren Tricks auf, wenn dein Leben auf dem Spiel steht.*

Sharon wurde plötzlich bewusst, dass sie auf den Stufen über ihr niemanden hörte. Übertönten ihre eigenen Schritte die des Verfolgers?

Sie wagte es nicht, anzuhalten, um ihre Theorie auf die Probe zu stellen.

*Er könnte den Fahrstuhl genommen haben und unten auf mich warten.*

Vielleicht sollte sie doch einen Trick versuchen – den Trick, das Treppenhaus vor dem Erdgeschoss zu verlassen.

Sie hatte ihre Flucht im vierten Stock begonnen, den dritten und zweiten bereits hinter sich gelassen und hastete nun dem Durchgang zum ersten Stock entgegen.

Sie blieb stehen.

Kein Geräusch, niemand, der donnernd die Stufen herunterstapfte.

Er kommt *nicht*. Nicht hier entlang.

Es sei denn, er war sehr leise.

Leise zu sein brachte ihm jedoch nichts. Er musste Sharon einholen und erschießen. Je schneller, desto besser.

*Er ist nicht im Treppenhaus*, vermutete sie. *Dann hat er wahrscheinlich wirklich vor, mich im Erdgeschoss abzufangen*.

Sie drehte sich um und stieg keuchend zu der Tür hinauf, auf der eine 2 prangte, um sie zu öffnen.

Der Korridor der zweiten Etage sah genauso aus wie in der vierten.

Außer, dass da oben nun wohl blutige Fußspuren auf dem Boden prangten und rot verschmierte Flecken am Notausgang ...

*Blut.*

Sharon ließ die Tür los. Während sie langsam zufiel, starrte sie nach unten. Sie hatte mit ihrer rechten Hand einen Blutfleck an der Metallstange hinterlassen. Außerdem musste sie mit dem Knie dagegengestoßen sein, denn da gab es noch einen rot verschmierten Fleck.

Ein paar Tropfen verteilten sich um ihre Füße auf dem Boden.

*Ich lege eine Spur für ihn!*

Ihre Kehle schnürte sich zusammen. Sie stand kurz davor, in Tränen auszubrechen, als ihr bewusst wurde, wie *sehr* sie sich darauf verlassen hatte, ein Versteck zu finden. Ein leeres Büro, einen Wandschrank, eine Toilette ...

*abzutauchen* und darauf zu warten, dass der Killer die Suche nach ihr aufgab. Darauf zu warten, dass Polizei oder Feuerwehr eintraf.

*Er wird einfach dem Blut folgen.*

*Aber wenn er das Blut nicht mehr sieht ...*

Zitternd knöpfte sie ihre Bluse auf, streifte sie ab und ließ sie fallen. Sie kickte ihre Schuhe von den Füßen. Sie machte sich gar nicht erst die Mühe, Gürtel, Knopf oder Reißverschluss ihrer Hose zu öffnen, sondern riss sie einfach an ihren Beinen hinunter, stieg heraus und streifte die Socken ab.

Nur noch mit BH und Slip bekleidet, ging sie in die Hocke und fand ein blutfreies Stück Stoff an ihrem Hosenbein, direkt unterhalb des rechten Knies. Sie wischte sich die Hände daran ab. Es färbte sich ebenfalls rot.

Sie stand auf und wich von dem blutigen Kleiderhaufen zurück, drehte sich um und huschte leise, aber zügig über die Stufen in den dritten Stock zurück. Vor dem Durchgang blieb sie stehen und kontrollierte ihre Hände. Sie zitterten furchtbar, waren verschwitzt und noch immer ein wenig blutverschmiert. Durch ihren Schweiß musste sich das restliche Blut, das noch an den Händen geklebt hatte, nach dem Abwischen am Hosenbein wieder verflüssigt haben. Sie schob die Arme hinter den Rücken und wischte beide Hände an der Rückseite ihres Slips ab. Der glatte Nylonstoff fühlte sich jetzt feucht und klebrig an.

Sie untersuchte erneut ihre Hände. Viel besser.

Vorsichtig zog sie die Tür auf, lehnte sich zur Seite und lugte durch den Spalt.

Ein weiterer langer, leerer Korridor.

Sie ließ die Tür weit aufschwingen, ging hindurch und

klammerte sich an der Eisenstange fest, während die Tür langsam ins Schloss fiel. Den Blick weiter auf das Treppenhaus gerichtet, ging sie ein paar Schritte rückwärts. Nachdem sie keinerlei verräterische Blutspuren bemerkte, wandte sie sich um und lief den Flur hinunter.

Abgesehen von ihrem Atem und ihrem pochenden Herzen konnte sie nicht das geringste Geräusch hören.

*Wird mich jemand hören, wenn ich schreie?*

Vielleicht er.

Sie eilte zur ersten Tür. Auf dem Plastikschild stand DR. DENNIS K. EDGEWOOD, ZAHNARZT.

Ein Zahnarzt hatte wahrscheinlich nur wenige Angestellte: eine Empfangsdame, eine Zahnarthelferin ...

Sharon streckte die Hand aus, griff nach dem Türknauf und versuchte, ihn zu drehen.

Er bewegte sich nicht.

*Abgeschlossen?*

Sie probierte es noch einmal, ließ den Knauf dann jedoch los und klopfte vorsichtig an. Das massive Holz dämpfte das Geräusch ihrer Knöchel. Sie klopfte fester.

*Komm schon! Wo bist du?*

Niemand antwortete. Niemand öffnete die Tür.

Natürlich nicht, überlegte sich Sharon. Fünf Uhr an einem Freitagnachmittag. Die Hälfte der Büros im Gebäude war inzwischen wahrscheinlich geschlossen.

Sie hastete auf die nächste Tür zu.

*Vielleicht habe ich hier ja mehr Glück!*

Aber sie hatte noch nicht einmal die Hälfte der Distanz überwunden, als das *Bing* eines ankommenden Fahrstuhls, leise und musikalisch, die Stille wie ein Kreischen durchschnitt.

### 3

Nur wenige Meter trennten sie von der nächsten Tür auf der anderen Seite des Gangs. Sharon stürzte darauf zu.

HERREN.

*Was, wenn sie verschlossen ist?*

*Dann bin ich geliefert.*

Aber es war die einzige Tür, die sie erreichen konnte, bevor jemand – womöglich der Killer – aus dem Fahrstuhl kam.

Sie warf sich mit der Schulter dagegen. Das Holz gab krachend nach. Sharon stürzte in den Raum. Sie wirbelte herum und warf sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen die Tür und zwang der Schließautomatik ihren Willen auf.

Kann *er* das hören?, fragte sie sich.

Wahrscheinlich nicht. Die Fahrstühle befanden sich in einiger Entfernung und verursachten selbst einiges an Lärm.

Endlich fiel die Toilettentür leise ins Schloss und schmiegte sich in ihren Rahmen.

Sharon wich einen Schritt zurück. Ihr Oberarm hatte einen feuchten Fleck auf dem Holz hinterlassen, kaum zu erkennen. Hoffentlich trocknete er schnell wieder.

Sie drehte sich um.

Genau wie in den Toiletten im vierten Stock hingen auch hier zwei Spender für Papierhandtücher an der Wand neben der Tür. Außerdem gab es zwei Waschbecken, über denen Spiegel angebracht waren, vier Urinale und drei Toilettenkabinen.

Zwei normale Kabinen und eine extragroße für Behinderte.

Keine der Türen war ganz geschlossen, aber sie standen jeweils nur einen Spaltbreit offen. Sharon gab jeder von

ihnen einen sanften Schubs, als sie daran vorbeiging. Sie schwangen so weit auf, dass sie hineinschauen konnte.

Leere Kabinen.

In der letzten hatte jemand vergessen, abzuziehen.

Sharon eilte zur ersten Kabine zurück und ging hinein. Sie stellte sich seitlich hin, wobei ihr Rücken fast die Trennwand aus Metall berührte, und zog die Tür zu.

Zog sie zu, schloss aber nicht ab.

Wie die anderen blieb sie einen Spaltbreit offen.

Die Tür schwang langsam wieder auf, als Sharon auf den Toilettensitz kletterte. Sie hockte sich mit dem Gesicht in Richtung vordere Kabinenwand hin, die Füße auseinander, die Knie leicht durchgedrückt, stützte die Hände auf ihren Oberschenkeln ab. Warum fand man eigentlich so gut wie nie öffentliche Toiletten, die neugierige Blicke vollständig verhinderten?

Man *wollte* doch Privatsphäre, wenn man sie benutzte, oder etwa nicht? Woran lag es also, dass die Kabinenwände nie ganz bis nach oben oder unten reichten?

Sie wollen nicht, dass man *zu viel* Privatsphäre hat, überlegte sie. Sonst wurden sie von den Leuten ständig für Quickies missbraucht.

Es schien ihr aber verdammt noch mal ziemlich unpraktisch zu sein, wenn man versuchte, sich vor einem Killer zu verstecken.

Anstatt darüber zu schmunzeln, verzog Sharon das Gesicht.

Sie konnte ihre eigenartige Position nur noch mit Mühe halten. Sie war schon *vor* ihrer kleinen Klettereinlage völlig erschöpft gewesen. Nun schmerzten und zitterten die Muskeln in den Beinen und am Hintern. Ihr Rücken tat weh. Der Schweiß schien aus jeder Pore zu tröpfeln, in Hunderten von Tropfen, die über die Haut rannen. Selbst

ihre Fußsohlen fühlten sich verschwitzt an, und der Toilettensitz wurde zunehmend rutschiger.

Sie fragte sich, wie lange sie es wohl aushielt.

*Solange es dauert.*

*Hier wird er mich nie finden.*

Nie?

*Was, wenn ich doch eine Spur hinterlassen habe? Ich habe nicht das ganze Blut abwischen können. Und wahrscheinlich sind auch ein paar Schweißtropfen irgendwo zu finden.*

Nein, hier würde ihr nichts passieren.

Vielleicht.

Sharon bezweifelte allerdings, dass der Kerl sein *ganzes Leben* damit verschwenden wollte, das Gebäude nach ihr abzusuchen. Wahrscheinlich hatte er sich längst verzogen. Niemand bei klarem Verstand trieb sich länger als nötig an einem Tatort herum, nachdem er drei Leute mit einem Gewehr erschossen hatte.

Und überhaupt, er hatte sich Verbrennungen zugezogen.

Nur schwache Verbrennungen zwar, aber sie dürften auf jeden Fall wehtun.

*Ich frage mich, ob das Haus abbrennt.*

*Eher unwahrscheinlich.*

Sie hatte keinen Feuersalarm gehört. Und soweit sie wusste, hatte sich auch die Sprinkleranlage nicht eingeschaltet. Das Feuer war ja auch nicht besonders groß gewesen. Höchstens ein Dutzend Papierkugeln und das Hemd dieses Mistkerls auf dem Parkettboden.

Sie ging davon aus, dass er die Flammen noch ausgetreten hatte. Das erklärte auch, warum er sich nicht zwei Sekunden, nachdem sie aus dem Büro gestürmt war, an ihre Fersen geheftet hatte.

Aber die Rauchmelder und Sprinkler hätten ausgelöst werden *müssen*. Das passierte schon bei leichtem Qualm.

Was wusste sie schon? Vermutlich funktionierten die verfluchten Teile nicht mal.

*Was, wenn nichts passiert ist? Wenn kein Alarm ausgelöst wurde? Keine Sprinkler. Was, wenn niemand die Schüsse gemeldet hat?*

Vielleicht hatte sie niemand *mitbekommen*.

Wer wusste schon, ob man den Lärm auch noch einige Büros weiter hörte? Wer wusste schon, wie viele Mitarbeiter zum Zeitpunkt des Angriffs bereits nach Hause gegangen waren?

Aber J. P. Hammond musste die Schüsse gehört haben. Genau wie seine Mandantin, Mrs. Hayes. Sie hatten sich direkt im Nebenzimmer aufgehalten.

Möglicherweise ebenfalls von dem Kerl erschossen. Dann konnten sie auch nicht die Polizei rufen.

*Wenn kein Alarm ausgelöst wurde ...*

*Wenn niemand die Polizei gerufen hat ...*

*Wenn der Killer den Nerv hat, am Tatort zu bleiben ...*

*Dann kann er sich bei der Suche nach mir alle Zeit der Welt lassen.*

Sharon fuhr sich mit beiden Händen übers Gesicht, aber sie schien den Schweiß dadurch nur großflächiger zu verteilen.

*Was für eine Scheiße!*

*Na ja, besser, als tot zu sein.*

Die Schmerzen und das Zittern wurden immer schlimmer. Nach einer Weile dachte sie: *Warum tu ich mir das an? Hier ist keiner. Ich muss mich hier nicht ducken, bis ich total fertig bin.*

Sie richtete sich auf und drehte sich nach links. Mit beiden Füßen auf einer Hälfte des Toilettensitzes streckte sie die Arme aus und klammerte sich an der oberen Kante der Kabinentrennung fest. Sie streckte sich und seufzte.

Aufrecht zu stehen kam ihr bei Weitem nicht so anstrengend vor wie die unnatürliche Kauerhaltung vorher.

Obwohl ihr noch immer der Schweiß über den Körper rann, schienen ihre Schmerzen langsam nachzulassen und das Zittern abzuklingen.

*Ich hätte von Anfang an so stehen sollen*, stellte sie fest.  
*Aber ich bin natürlich erledigt, wenn jemand reinkommt.*

Aus ihrer neuen Position bot sich über die Trennwand der Kabine hinweg eine gute Aussicht ... eine gute Aussicht auf die Tür des Raums.

*Duck dich einfach blitzschnell, wenn sie aufgeht.*

Aber wer sagte ihr, dass dann der Killer hereinkam?

Wen würde sie stattdessen gerne sehen?

Einen Polizisten.

Ja, eine schöne Vorstellung. Aber nicht irgendeinen Polizisten, sondern einen von diesen SWAT-Jungs, der aussah, als sei er bereit zum Gefecht.

Nette Idee.

Was, wenn sie sich keinen Polizisten wünschen durfte?  
Wer war dann ihre zweite Wahl?

Matt Scudder?

*Geht nicht, der ist Polizist.*

*Geht wohl, der ist jetzt Detektiv und lediglich Ex-Cop.*

Durfte man sich denn eine fiktive Figur wünschen?

Also, wenn Romane zählten, dann wollte sie lieber Bond. James Bond, aber keinen von diesen Filmtypen. Nicht mal Connery. So gut der ihr auch gefiel, er war halt nicht *Bond*. Es gab nur einen *wahren* Bond: den aus den Büchern.

Ja!

Das wäre schon was!

Die Toilettentür schwang auf.





## HERMAN

Charlotte, Charlie genannt, war 13 und ein sehr tapferes Mädchen, das sich selbst für eher burschikos hielt. Sie hielt sich außerdem für eine Erforscherin unbekannter Phänomene, für eine Nachwuchsdetektivin und einen Kreuzritter gegen die Ungerechtigkeit. Sie hielt ihr Fahrrad für einen Hengst namens Speedy und war davon überzeugt, einen unsichtbaren Freund namens Herman zu haben, der sie überallhin begleitete und sie beschützte, ganz gleich, wie groß die Bedrohung auch sein mochte.

Ein Mädchen mit einer blühenden Fantasie.

Aber nicht völlig realitätsfremd.

Sie erkannte Ärger, wenn sie ihn vor sich hatte.

Als das Auto von hinten auf sie zuraste, wich sie an den äußersten Rand der Straße aus.

Sie zuckte zusammen, als der Wagen mit dröhnendem Motor und plärrendem Radio an ihr vorbeirauschte, während der Typ ihr aus dem Beifahrerfenster zurief: »Leck mich!«

Die Karre, ein alter blauer Mustang, raste so schnell an ihr vorbei, dass sie keine Chance hatte, zu erkennen, wer darin saß.

Ein paar Vollidioten, so viel wusste Charlie immerhin.

Ihre linke Hand ließ Speedys Lenkstange los.

Dann bohrte sie sich mit erhobenem, steifem Mittelfinger in den Mittagshimmel.

Vor ihr bremste der Wagen.

Das war der Moment, in dem sie wusste, dass sie Ärger bekommen würde.

Sie murmelte »Oh, oh«, kam rutschend zum Stehen und stemmte einen Fuß auf den Teer. Der sonnenüberflutete Seitenstreifen wurde von Bäumen mit leuchtend grünen Blättern gesäumt. Die Straße präsentierte sich bis zur nächsten Kurve hinter ihr wie ausgestorben.

Sie spähte erneut nach vorn. Das einzige Auto in dieser Richtung war der Mustang.

Er rollte langsam rückwärts auf sie zu.

»Oh Mann«, schimpfte sie mit sich selbst. »Jetzt hab ich Mist gebaut.«

Sie schaute sich nach allen Seiten um, als suche sie die Wälder nach einem Fluchtweg ab. Dann drehte sie sich wieder zu dem Mustang um.

Etwa sechs Meter von ihr entfernt kam er zum Stehen. Die vorderen Türen öffneten sich, und zwei junge Männer stiegen aus. Aus der Schule, der Kirche, der Band, dem Chor, dem Softballteam und der Tatsache, dass sie auf ihren Erkundungstouren ständig durch Maplewood radelte, kannte Charlie praktisch jeden, der in der näheren Umgebung wohnte. Doch diese beiden waren Fremde.

Sie schienen im richtigen Alter zu sein, um gerade die High School abgebrochen zu haben, trugen beide T-Shirts, blaue Jeans und Cowboystiefel. Der Fahrer sah ebenso dürr wie gemein aus. Zwischen seinen Lippen steckte eine Zigarette, aber sie brannte nicht. Der Beifahrer wirkte fett und genauso gemein. Er kaute auf irgendetwas herum.

Am Heck des Fahrzeugs blieben sie stehen und musterten Charlie. Dann sahen sie einander grinsend an.

*Schau mal, was wir hier haben.*

Der Dürre zündete sich mit dem Feuerzeug eine Zigarette an.

»Hi, Jungs«, grüßte Charlie. »Was läuft?«

»Deine Zeit«, erwiderte der Fette. Seine Stimme klang breiig. Er hatte noch immer den Mund voll und kaute.

»Ich schätze, das soll wohl lustig sein.«

»Was machst du auf unserer Straße?«, wollte der Dürre wissen.

»Das ist nicht eure Straße. Das ist eine *öffentliche* Straße. Der State Highway 63, um genau zu sein, und ich habe jedes Recht, ihn zu benutzen.«

»Falsch.«

»Ganz falsch«, fügte der fette Kerl hinzu.

Charlie sah sich erneut über die Schulter um.

»Wen erwartest du denn da hinten?«, fragte der Dürre.

»John Wayne?«

»Tot«, sagte der Fette.

»Die Siebte Kavallerie?«

»Tot.«

»Batman?«

»Tot.«

»Ist er nicht«, warf Charlie ein.

»Könnte er aber genauso gut sein«, erwiderte der Dürre.

»So viel, wie er dir nutzen würde.«

»Du steckst ganz tief in der Scheiße«, meinte der Fette.

»Und die Scheiße sind *wir*:«

»Halt's Maul, Tom«, fuhr ihn der Dürre an.

Tom blickte so finster drein wie ein Kind, das von seinem Vater ausgeschimpft wurde. Dann schluckte er hinunter, was immer er gekaut hatte. Das Schlucken schien ihm einige Mühe zu bereiten.

Während er damit beschäftigt war, sagte Charlie: »Hört

mal, es tut mir echt leid, dass ich euch den Stinkefinger gezeigt hab, Jungs. Ich meine, nicht, dass ihr es nicht verdient gehabt hättet. Jedenfalls er. Tom. Es zeugt nicht gerade von guten Manieren, mich so anzubrüllen, wie er es getan hat. Ich meine: *Leck mich?* Das ist wirklich sehr unhöflich, so was sollte man nicht sagen, schon gar nicht zu einer völlig Fremden. Da ist eben mein Temperament mit mir durchgegangen. Aber es tut mir leid. Okay?»

»Okay«, erwiderte der Dürre.

Aber sie wandten sich nicht ab und gingen nicht zurück zum Wagen. Sie blieben, wo sie waren, und starrten Charlie unverändert an.

»Kann ich jetzt gehen?«, fragte sie.

»Wie heißt du?«, erkundigte sich der Dürre.

»Warum willst du das wissen?«

Er schnipste die Zigarette in ihre Richtung. Sie zuckte zusammen, doch bevor sie die Chance hatte, auszuweichen, streifte das glimmende Ende ganz leicht ihr rosafarbenes T-Shirt, direkt unterhalb der Schulter. Ein Aschekreis von der Größe eines Bleistiftradierers blieb zurück. Als die Kippe zu Boden fiel, wischte Charlie den grauen Fleck weg und sagte: »Wirklich nett. Scheiße, wirklich nett.«

»Wie heißt du?«

»Charlie.«

»Das ist ein Jungename«, erwiderte Tom.

»Bist du ein Junge?«, hakte der andere nach.

»Sie ist kein Junge«, stellte Tom fest.

»Darf ich jetzt gehen?«, fragte sie den Dürren. Er schien das Sagen zu haben. »Bitte?«

»Sag: ›Bitte, bitte, mit Zucker obendrauf‹.«

»Bitte, bitte, mit Zucker obendrauf.«

Auf Toms Gesicht zeigte sich mit einem Mal ein drängender, glücklicher Ausdruck. Er lehnte sich ganz nah an

seinen Freund, legte eine Hand vor den Mund, als habe er Angst, Charlie könnte Lippen lesen, und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Nachdem er seine Botschaft übermittelt hatte, drehte er sich zu Charlie um, verschränkte die Arme vor der Brust und grinste.

Der andere ergriff das Wort. »Tom will, dass du dein T-Shirt hochziehst.«

Ein paar Sekunden lang stand Charlie einfach nur da, blickte starr auf die beiden und hielt ihr Fahrrad davon ab, umzufallen. Dann verkündete sie: »Tom kann sich von mir aus den Finger in den Arsch stecken.«

Toms Grinsen erstarb. »Zwing sie dazu, Bill.«

»Wenn du's tust«, sagte Bill, »lassen wir dich vielleicht gehen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich sollte euch warnen, Jungs. Ihr solltet mich *auf jeden Fall* gehen lassen, sonst wird es euch noch sehr, sehr leidtun.«

»Mach einfach, was wir ...«

»Nein!«, keifte sie plötzlich. »Und jetzt verschwindet und lasst mich in Ruhe!«

»Wir wollen doch nur einen klitzekleinen Blick auf deine Titten werfen. Was ist schon dabei?«

»Wahrscheinlich schämt sie sich dafür«, warf Tom ein. »Wo sie doch so winzig sind.«

»Ihr solltet wirklich besser verschwinden.« Sie blickte erneut über ihre Schulter.

»Es kommt niemand«, bemerkte Bill. »Noch nicht. Und wenn *doch* zufällig ein Auto vorbeikommt, wird's dir auch nichts nützen. Niemand wird dir helfen.«

»Ich warne euch. Steigt wieder in den Wagen und haut ab! Ihr glaubt vielleicht, dass wir hier ganz allein sind, aber damit liegt ihr falsch. Seht ihr, was für ein Fahrrad das ist?«





## DER PELZMANTEL

Janet trug an jenem Abend im Theater ihren weißen Hermelinmantel. Es wurde *Cats* gespielt. Sie ging allein.

Der Abend sollte das Signal für einen Neuanfang sein. Seit Harolds Tod hatte sie sich kein Stück mehr angesehen. Er hatte das Theater geliebt. Sie hatten sich *Cats* viele Male während ihrer achtjährigen Ehe gemeinsam angesehen. Jetzt war er seit mehr als zwei Jahren tot. Janet wusste, dass sie ihre Trauer und ihr Selbstmitleid nun beenden musste, ihr Leben ging schließlich weiter.

Sie betrachtete *Cats* als einen letzten Tribut an Harold.

Auch den Hermelin trug sie als Tribut an ihn. Es war ein herrlicher Mantel und sein Pelz war so weiß wie eine Wehe frischen Schnees und daunenweich. Ein Geschenk von Harold. Sie hatte vor Freude geschrien, als sie ihn morgens unter dem Weihnachtsbaum gefunden hatte. Weil sie keine Kinder hatten und an diesem Feiertag allein blieben, hatte sie den Morgenmantel und das Nachthemd sofort ausgezogen. Sie hatte ihren nackten Leib mit dem köstlichen Pelzmantel liebkost, war dann mit den Armen hineingeschlüpft und hatte sich zu Harold umgedreht. In seinen Armen hatte sie ihm für den Mantel gedankt. Ihn geküsst. Ihn umarmt. Ihn ausgezogen. Ihn zu Boden gedrängt. Dort hatte sie über ihm gekniet, nur in ihren

wundervollen neuen Mantel gekleidet, und ihn gestreichelt, überall geküsst, geleckt und gebissen und ihn schließlich in sich aufgenommen.

Danach hatte er gesagt: »Mein Gott. Hätte ich dir diesen Mantel nur schon früher gekauft.«

»Du hättest ihn dir nicht leisten können.«

»Na und? Es gibt Schlimmeres als Schulden.«

Während der nächsten Monate trug sie den Mantel immer, wenn Harold sie zum Essen oder ins Theater ausführte. Manchmal, wenn der abendliche Anlass sie nicht dazu zwang, den Mantel auszuziehen, trug sie nur Strapse darunter – was Harold fast in den Wahnsinn trieb.

In diesem Mantel fühlte Janet sich stets als etwas Besonderes. Zum einen, weil Harold dafür ein halbes Vermögen ausgegeben hatte, wie sie annahm. Zum anderen, weil der Mantel so rein und schön aussah, sich so sanft und weich auf ihrer Haut anfühlte. Doch hauptsächlich, weil er ihre Ehe verändert hatte. Der Mantel rief nicht nur unbändige Lust hervor, sondern auch Zärtlichkeit, Lachen, gänzlich neue Überraschungen und Abenteuer.

In der ersten Nacht nach Harolds Unfall hatte sie den Mantel mit zu Bett genommen. Sie hatte in den seidigen Pelz geweint und war mit ihm in den Armen eingeschlafen.

Bald jedoch konnte auch der Mantel ihr keinen Trost mehr spenden und erinnerte sie nur noch an ihren Verlust. Sie konnte es nicht mehr ertragen, ihn anzusehen oder zu berühren, geschweige denn, ihn zu tragen.

Und so hatte sie ihn in den Schrank gehängt. Und ihn dort gelassen.

Für mehr als zwei Jahre.

Bis zu dem Tag, an dem sie ihr volles braunes Haar vor dem Schminktischspiegel gebürstet und den Silberfäden erblickt hatte.

Ihr erstes graues Haar.

*Aber ich bin doch erst 36! Das ist doch noch nicht alt!*

Alt genug, um grau zu werden.

Da entschied sie, ihr Leben neu zu ordnen.

Sie rief beim Barkley-Theater an und reservierte einen Platz für die *Cats*-Aufführung am Samstagabend. Dann nahm sie den Hermelinmantel aus dem Schrank.

Bei *Bullocks* kaufte sie ein elegantes schwarzes Abendkleid für den Anlass.

Am Tag der Aufführung ging sie in den Schönheitssalon. Sie hatte darüber nachgedacht, ihr Haar tönen zu lassen. Doch sie mochte ihre natürliche Farbe. Zudem schien ihr der Gedanke feige, das graue Haar zu übertünchen. Es war besser, es anzunehmen, sich der Erkenntnis zu stellen, dass ihr Leben weiterging, und das Beste aus jedem kommenden Tag zu machen.

Sie ließ ihr Haar sehr kurz schneiden. Sie sah frech damit aus. Und um einiges jünger.

An jenem Abend stand sie ausgehbereit vor dem mannhohen Spiegel in der Diele und betrachtete sich eine Weile.

Das glatte, tief ausgeschnittene Kleid war brandneu. Der Hermelin *sah* brandneu aus. Und Janet *fühlte* sich brandneu.

*Könnte Harold mich nur sehen*, dachte sie.

Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Sie musste ihren Lidstrich erneuern, bevor sie aus dem Haus ging.

Die Fahrt nach Hollywood dauerte eine halbe Stunde. Um nicht nach einer freien Stelle am Bürgersteig suchen

zu müssen, ließ sie ihren Mercedes auf einem hell beleuchteten Parkplatz vier Blocks vom Theater entfernt stehen.

Kälte lauerte im Herbstwind. Janet fühlte sich geborgen in ihrem Pelzmantel.

Sie holte ihr Ticket an der Kasse ab. In der Wärme des Foyers zog sie den Mantel aus und drapierte ihn über einen Arm. Auf ihrem Platz legte sie ihn gefaltet auf den Schoß. Während des Stückes streichelte sie ihn. Fast so, als hätte sie eine Katze auf dem Schoß. Doch nie hatte eine Katze ein so herrliches, weiches Fell gehabt.

Sie nutzte die Pause nicht. Stattdessen stand sie vor ihrem Sitz und sah sich um. Natürlich erblickte sie keine vertrauten Gesichter. Doch sie bemerkte einige Frauen in Pelz. Die meisten trugen Stolen und keine Mäntel, wie es schien. Die meisten der Frauen, die Pelz trugen, waren beträchtlich älter als Janet. Die meisten waren tatsächlich sehr alt.

War sie im gesamten Theater die einzige Person unter sechzig, die einen Pelz trug?

Es sah ganz so aus. War das schon immer so gewesen?  
Janet glaubte nicht.

Konnten die Dinge sich in so kurzer Zeit so stark verändert haben? In weniger als drei Jahren?

Vielleicht ist das wegen dieser Tierschutzfanatiker, dachte sie. Hatten sie eine ganze Generation davon abgebracht, Pelz zu tragen? Sah ganz so aus. *Irgendetwas* war passiert.

Falls nicht die schlechte Wirtschaftslage daran schuld war und die meisten sich diesen Luxus einfach nicht leisten konnten ...

Die Lichter gingen aus.

Janet setzte sich hin.

Am Ende der Aufführung weinte und klatschte sie. Dann trocknete sie ihre Tränen, drückte den Mantel an ihren Bauch und betrat den Seitengang.

Auf ihrem Weg ins Foyer war sie sich eines gewissen Stolzes bewusst.

Hierherzukommen war so ein großer Schritt gewesen. Sie hatte sich ganz alleine vorbereitet und war ins Theater gegangen. Und die Darbietung hatte sie genossen. Irgendwie. Wenn nur Harold dabei gewesen wäre ...

*Ich bin alleine hier, erinnerte sie sich. Und ich mache mich ganz gut.*

Nun würde alles leichter sein.

Sie würde es nächste Woche mit einem neuen Stück versuchen. Vielleicht hätte sie bald genug Mut, um allein in einem guten Restaurant zu speisen.

Vielleicht würde sie sogar einen Mann treffen, der so wundervoll wie Harold war.

Sich verlieben. Gott, das wäre doch etwas!

Seufzend zog sie ihren Mantel wieder an. Im Foyer war es heiß, deshalb knöpfte sie ihn nicht zu. Als sie in der Meute steckte, die sich auf den Ausgang zubewegte, wünschte sie, den Mantel gar nicht angezogen zu haben. Menschen drückten sich an sie. Die Luft schien heiß, schwer und erstickend.

Bis sie endlich die Tür erreicht hatte.

Die kalte Herbstnacht war großartig.

Sie atmete tief ein. Die Luft unter der Theatermarkise war geschwängert vom Duft unzähliger Parfums, dem Moschus männlicher Aftershaves, dem Aroma von Likör und dem Rauch von Zigaretten und Zigarren. Ob diese Düfte nun exotisch oder tröstend oder widerlich waren, sie erregten Janet. Es waren alte, vertraute Freunde. Sie füllte ihre Lungen und lächelte.

*Es ist so wundervoll, dachte sie. Endlich bin ich wieder in der Welt.*

Sieh mich an, Harold. Ich bin nicht verwelkt und gestorben. Ich wollte es, konnte aber nicht. Ich habe überlebt.

Die Menge verlor sich, als die Menschen in verschiedenen Richtungen entschwanden. Janet hielt inne, um sich daran zu erinnern, wo sie ihren Wagen abgestellt hatte.

Der Parkplatz. Diese Richtung. Sie wandte sich nach rechts.

Und sie machte nur drei Schritte, bis eine Stimme schrie: »Mörderin!«

Janet drehte sich um, als eine Frau rief: »Nein!«

Sie sah sie am Straßenrand. Alt, zerbrechlich, mit silbernem Haar, in eine Nerzstola gehüllt. Sie wedelte mit den Armen, als sie von zwei jungen Frauen eingeholt wurde. Die beiden sahen böse aus.

»Mörderin!«, schrie die Dünne der alten Frau ins Gesicht.

»Alte Schlampe!«, schrie ihre Genossin, eine tonnenförmige Frau mit strähnigem braunen Haar. »Diese Nerze sind für deine Sünden gestorben!«

Beide Frauen griffen in ihre Handtaschen. Janets Herz pochte. Sie dachte, sie suchten nach Pistolen. Doch sie brachten Sprühdosen mit Farbe zum Vorschein.

»Nein, bitte!«, wimmerte die alte Frau.

Rote Farbe bespritzte ihre Hände, als sie nach hinten taumelte und zu entkommen suchte. Etwas von der Farbe war trotz ihrer Hände auf ihr Haar, ihre Stirn und ihre Brille gelangt.

Mindestens zwanzig Menschen schienen unter der Theatermarkise zu Eis zu erstarren und dem Angriff zuzuschauen.

Warum versuchte niemand, ihr zu helfen?

Weil die Angreifer Frauen waren? Oder waren all die Zuschauer auf deren Seite und hassten die alte Dame, weil sie Pelz trug?

Die Dame, eingekeilt von den beiden, winselte und schützte ihren Kopf, als man sie besprühte. Von ihrem Haar triefte rote Farbe. Der Pelz ihrer Stola war scharlachrot.

»Lasst sie in Frieden, verdammt noch mal!«, schrie Janet.

Die Köpfe beider Angreiferinnen wandten sich ihr ruckartig zu. Die Dicke blinzelte durch Brillengläser, die mit roter Farbe gesprenkelt waren. Runde Gläser im Drahtgestell. Eine Großmutterbrille.

»Sie hat euch nichts getan!«, schrie Janet. »Seht, was ihr mit ihr gemacht habt! Was ist los mit euch?«

Die mit der Großmutterbrille grinste. Die Dürre hob die Sprühdose über ihren Kopf. »Hört her, ihr kapitalistischen Arschlöcher! Wir sind die Stoßtrupps der Tierschutzfront. Was ihr hier gesehen habt, ist eine Lektion. Das tun wir mit Arschlöchern, die wir in toten Tieren erwischen. Ihr habt lange genug Mutter Erde vergewaltigt! Ihre Wälder vernichtet, ihre Luft und ihr Wasser vergiftet und ihre unschuldigen Geschöpfe abgeschlachtet. Ihr habt ihre Geschöpfe ermordet! Ihre Köpfe eingeschlagen. Ihre Kehlen durchschnitten. Mit ihnen *Experimente* gemacht! Ihr Fleisch gegessen! Euch in ihre Haut gekleidet! Genug davon! Genug davon!«

»Genug davon!«, stimmte die Dicke mit ein.

»Tierschutzfront für immer!«

»Tierschutzfront für immer!«

»Schnappen wir sie uns!« Die Dürre stieß die alte Dame zur Seite und jagte auf Janet zu.



Richard Laymon wurde am 14. Januar 1947 in Chicago geboren. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich zunächst als Lehrer, Bibliothekar und Gutachter für ein Anwaltsbüro.

Laymon schrieb etwa 50 Romane und sein Ruf als Horror- und Thrillerautor wuchs beständig, bis er am Valentinstag, dem 14. Februar 2001, völlig unerwartet an einem Herzanfall starb.

Richard Laymon bei FESTA: *Furien – Parasit – Vampirjäger – In den finsternen Wäldern – Licht aus! – Night Show – Kill for Fun*